

Vertreibung aus dem Paradies



GETTY IMAGES/ASHRAFUL AREFIN PHOTOGRAPHY

Deutschland hatte schon immer ein schwieriges Verhältnis zu seinen Reichen. Nun nimmt die Politik die Vermögenden wieder ins Visier – als staatliche Einnahmequelle sind sie willkommen

Mit einem Wort, dafür gleich dreimal wiederholt, ist Rutger Bregman berühmt geworden: Taxes, taxes, taxes! Zu Deutsch: Steuern, Steuern, Steuern! Vor seinem Auftritt auf dem World Economic Forum in Davos kannte den niederländischen Historiker kaum jemand. Allenfalls einem kleinen Kreis von Utopisten war der 30-Jährige ein Begriff, der mit seinem rotblonden Bart ein wenig wie Vincent van Gogh aussieht. Bis Bregman dann die drei Worte vom Podium in Davos donnerte. Das YouTube-Video mit seinem Schlachtruf „Taxes, taxes, taxes!“ haben sich seitdem Hunderttausende angesehen. Bregman ist damit zu einer Berühmtheit geworden.

VON DANIEL ECKERT UND HOLGER ZSCHÄPITZ

Mit seiner Forderung nach höheren Steuern hat der Niederländer offenbar einen Nerv getroffen. Das liegt vor allem daran, dass der Historiker eine Gruppe besonders hart rannehmen will: die Reichen. Die da oben sollen zahlen, damit es der Mittelschicht wieder besser geht. Auf der Welt gibt es offenbar ein weitverbreitetes Unbehagen an der Oberschicht, dem Bregman eine Stimme verleiht. Anders ist die Popularität des Videos kaum zu erklären.

Weltweit schlägt den Vermögenden eine Welle der Abneigung entgegen. In Frankreich gehört es zu den lautesten Forderungen der Gelbwesten, die Vermögenden stärker zu besteuern. Selbst in den USA, dem Mutterland des modernen Kapitalismus und der Heimat selbstbewusster Selfmade-Millionäre, formt sich eine politische Bewegung, die die Reichen stärker zur Kasse bitten will. Statt wie einst den Reichen Bewunderung zu zollen, wird sogar auf dem amerikanischen Finanzportal „MarketWatch“ darüber diskutiert, ob Milliardäre etwas zum gesellschaftlichen Wohlstand beitragen – oder ob sie ein Problem sind.

In Deutschland hat dieses Misstrauen gegenüber Reichen fast Tradition, aber auch andernorts trägt es Früchte, wenn gleich der Neid fast nirgendwo so tief

verwurzelt ist wie hierzulande. Dabei fällt bei dem Blick auf die Reichen ein ganz wichtiger Punkt unter den Tisch: Wir alle profitieren permanent von der Innovationskraft, die vielen Vermögenden eigen ist und die sie erst zu Vermögenden gemacht hat. Für die Betroffenen, die sich vermeintlich in ihrem Wohlstand sonnen, ist Geld allein nicht unbedingt alles. Oft wollen sie die Welt ein Stück besser oder – wie Apple-Gründer Steve Jobs – ein Stück schöner machen. Ihre Energie nützt auch der Gesellschaft. Das funktioniert aber nur, wenn die Reichen auf Akzeptanz stoßen. Sonst besteht die Gefahr, dass jene, die Gerechtigkeit und sozialen Ausgleich einfordern, weit übers Ziel hinausschießen, dass sich linke und rechte Populisten die Anti-Elite-Stimmung für Repressalien zunutze machen, die am Ende keinem dienen, vielen aber schaden.

Beunruhigende Ansätze dafür gibt es bereits. So reift in Amerika neuerdings eine sozialistische Bewegung heran, die gerade bei jungen Menschen Sympathien findet. Die 29-jährige Alexandria Ocasio-Cortez – kurz AOC – von den US-Demokraten zum Beispiel forderte kürzlich einen Spitzensteuersatz von 70 Prozent. Auch mit ungerecht hohen Steuern kann man Menschen malträtiert und eine Wirtschaft ruinieren.

Die meisten Ökonomen sind davon überzeugt, dass eine florierende Wirtschaft ein gewisses Maß an Ungleichheit benötigt. Systematische Gleichmacherei – erst Recht durch Steuern – dämpft den Leistungswillen und entmutigt unternehmerisches Engagement, das immer mit Risiko verbunden ist. Umgekehrt kann das Gefühl, dass die Reichen besondere Privilegien genießen und eine abgeschlossene Klasse für sich bilden, Frustration hervorrufen. Wo also liegt das rechte Maß?

„Die Menschen haben die Wahrnehmung, dass ihre eigene Belastung zunimmt, während die Vermögenden sich dem Gemeinwesen entziehen“, sagt der Elitenforscher Michael Hartmann, früher Professor an der TU Darmstadt. Gerade in den USA seien in den vergangenen Jahren wohlhabende Bürger entlastet worden, obwohl ihre Einkommen und Vermögen schneller stiegen als die

der Mittel- und Unterschicht. „Die Relation zwischen Reichen und Normalbürgern erscheint den Menschen nicht mehr hinnehmbar“, sagt Hartmann.

Wie tief Argwohn und teilweise auch Neid gegenüber den Vermögenden verwurzelt sind, hat jetzt eine internationale Umfrage offenbart, die der Soziologe und Historiker Rainer Zitelmann in Auftrag gegeben hat. Zitelmann wollte wissen, wie die Gesellschaft zu Vermögenden steht, nicht nur, aber wohl auch aus einer persönlichen Neugierde heraus: Der langjährige Publizist ist selbst Unternehmer – und als solcher bekennender Selfmade-Millionär. Besonders negativ sehen die Deutschen ihre Reichen. Wer zu Geld gekommen ist, macht sich fast automatisch verdächtig. Fast zwei Drittel (62 Prozent) der Bundesbürger halten die Vermögenden für egoistisch, 56 Prozent für materialistisch, 50 Prozent für rücksichtslos und 49 Prozent für gierig. Noch bedenklicher: Viele Deutsche glauben, dass die meisten Reichen gar nicht durch eigene Anstrengung nach oben gekommen sind. Wenn jemand zu Reichtum kommt, seien dafür meist die guten Beziehungen der Familie die Ursache: 55 Prozent sehen das so. Kein anderer Grund für Reichtum wurde so häufig genannt. Dazu kommt, dass knapp ein Drittel der Deutschen Vermögende grundsätzlich ablehnt. Zitelmann spricht von Neidern. Ein ähnliches Ausmaß des Sozialneids lasse sich allenfalls in Frankreich feststellen. Für angelsächsische Länder wie Großbritannien und die Vereinigten Staaten beziffert er die Quote harter Neider auf lediglich 18 beziehungsweise 20 Prozent.

Zugleich deckt Zitelmans länderübergreifende Studie noch etwas Überraschendes auf: Amerikas Jugend sieht die Reichen weitaus weniger wohlwollend als ihre Eltern. Immerhin vier von zehn jungen US-Bürgern sagen, dass Millionäre zwar gut im Geldverdienenden seien, aber keine anständigen Menschen. „In den USA verläuft die Stimmung gegenüber den Reichen in Zyklen“, hat der Elitenforscher Hartmann beobachtet. Immer wenn sich der

Reichtum in der öffentlichen Wahrnehmung zu weit von der breiten Gesellschaft abgekoppelt habe, sei es zu Gegenbewegungen gekommen. Hartmann führt das späte 19. Jahrhundert an, als Washington die sogenannten „Räuberbarone“ entmachtete. In der Folge wurde das mächtige Rockefeller-Imperium zerschlagen. In den 1930er-Jahren sorgte Roosevelts New Deal für eine stärkere Belastung der Reichen.

„In Deutschland haben die Bürger ihre Reichen noch nie so bewundert wie das in den USA oft der Fall war. Zwei Weltkriege, in die viele Reiche geschäftlich verstrickt waren, haben das Image der Vermögenden ramponiert“, erklärt Hartmann die transatlantischen Unterschiede.

Dabei ist der Beitrag der Reichen zum Wohlstand der Welt unbestreitbar. Beispiel Amazon: Gründer Jeff Bezos hat den Einzelhandel revolutioniert. Einfach, schnell und günstig ist Amazon. Hinter die von Bezos gesetzten Standards können die Konkurrenten nicht mehr zurück. Oder Google: Die Gründer der Suchmaschine haben alles und jedes im Internet auffindbar gemacht.

Auch deutsche Milliardäre haben Maßstäbe gesetzt. Zu den Reichsten im Land gehört SAP-Mitgründer Dietmar Hopp. Dank seiner Geschäftssoftware können Firmen heute Buchhaltung und Controlling weit effizienter abwickeln. Das erlaubt es ihnen, sich auf ihr Geschäft zu konzentrieren. Nebenbei hat sich Hopp als Mäzen um die Kunst verdient gemacht. Auch Lidl-Chef Dieter Schwarz ist ein Innovator. Der mit einem geschätzten Vermögen von 22 Milliarden Euro reichste Deutsche hat ähnlich wie die Aldi-Brüder dazu beigetragen, dass die Lebensmittelpreise hierzulande zu den niedrigsten der entwickelten Welt gehören.

Deutschland hat einen großen Teil seines ökonomischen Aufstiegs jenen Menschen zu verdanken, über deren angeblich „obszönen“ Reichtum gern in Talkshows verhandelt wird. Es waren die Mittelständler, die die deutsche Wirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg wieder an die Weltspitze führten. Sie sind statistisch betrachtet tatsächlich eine Schicht von Milliardären, schon weil sich das Betriebsvermögen ihrer Firmen leicht zu siebenstelligen Beträgen summiert. Was nicht heißt, dass jeder Mittelständler in Saus und Braus lebt.

Es ist paradox: Einerseits sind viele Deutsche stolz auf ihren Mittelstand. Andererseits schreiben sie den Eigentümern der erfolgreichen Unternehmen schlechte Charaktereigenschaften zu, eben weil sie viel Vermögen haben.

Wird über Martin Herrenknecht und seine riesigen Tunnelvortriebsmaschinen geredet, die auf der ganzen Welt U-Bahn-Tunnel bohren, ist der Respekt groß. Ebenso wenn es um die Familie Kärcher und ihre Hochdruckreiniger geht. Eine Forsa-Umfrage zeigt, dass 88 Prozent der Deutschen Familienunternehmen vertrauen. Von solchen Vertrauenswerten kann die Regierung nur träumen, die es nur auf 30 Prozent Zustimmungsrunde bringt. Insgesamt zählt die Bundesrepublik rund 3,5 Millionen Firmen, davon befinden sich 91 Prozent in Familienhand. Eine deutsche Besonderheit ist, dass es auch unter den Großunternehmen viele familiengeführte gibt.

Für Deutschland zumindest lässt sich die Behauptung der neuen Steuer-Galionsfigur Bregman, die Reichen entzögen sich ihrer Verantwortung, nicht nachvollziehen. Die Entwicklungshilfeorganisation Oxfam behauptete zuletzt, die Durchschnittssteuerverlast der Vermögenden sei weltweit in den vergangenen Jahren von 62 auf 38 Prozent gefallen. Hierzulande zahlen die oberen zehn Prozent der Steuerpflichtigen allerdings mehr als die Hälfte der gesamten Einkommenssteuer. Die untere Hälfte der Steuerpflichtigen kommt dagegen für 5,5 Prozent auf. Bregmans Diktum kennen die meisten Vermögenden aus eigener Erfahrung sehr wohl. Nur andersherum. Mit Steuern, Steuern, Steuern sind sie im Geschäft ständig konfrontiert.